

Liebe Gemeinde,

so schnell geht das. Vor kurzem feierten wir Ostern. Es folgten festliche Sonntage, wie die weißen Paramente an Kanzel und Altar zeigen. Zuletzt „Jubilate“, also „jubiliert, frohlockt“ und „Kantate“, „singt“ – und heute ist schon „Rogate“, „Bittet“ bzw. „betet“. So langsam nähern wir uns also wieder dem Alltag und damit dessen Problemen. Schon die recht verworrene, in der deutschen Übersetzung mühsam geglättete Syntax der Verse unseres Predigttextes macht darauf aufmerksam: Es wird schwierig. Und auch inhaltlich gibt es zwei Anläufe: Zuerst die nächtliche Szene mit dem aufdringlichen Freund und dann die merkwürdige innerfamiliäre Kommunikation. Stein statt Brot? Schlange statt Fisch? Skorpion statt Ei? Drastischer geht es wohl nicht mehr. Tatsächlich: es steht das Beten, die Sprache der Religion auf dem Programm.

Gebet wird – allen Unkenrufe der Säkularisierung zum Trotz – auch bei uns viel. In Autobahnkirchen liegen Bücher aus, in denen Menschen ihre Bitten eintragen können – und sie sind voll. Internet-Seiten wie „Amen.de“ quellen vor Einträgen über. Und in diesbezüglichen Interviews begegnen Menschen, die zwar sagen, dass sie nicht an Gott glauben, aber trotzdem beten – wenn es hart auf hart kommt.

So scheint das Beten ganz einfach. Sogar unter ostdeutschen Jugendlichen, deren Familien bereits mehrere Generationen ohne Kontakt zur Kirche leben und die auch keinen Religionsunterricht besuchten, finden sich Betende. Sie wurden meist durch amerikanische Filme zum Beten angeregt – und probierten dies aus. Zugleich kann Beten auch sehr schwer sein – und das dürften die meisten von uns schon erfahren haben. Gerade wenn es wichtig ist, vielleicht sogar um Leben oder Tod geht – kann Beten schwer fallen. Nützt es etwas? Werde ich gehört oder sogar erhört? Wie soll das gehen?

Das sind keine neuen Fragen. In den Versen vor unserem Text bittet ein Jünger Jesus, ihn beten zu lehren. Dieser Jünger war ein jüdischer Mann, aufgewachsen in einer Sozialgemeinschaft, in der das Beten selbstverständlich ist. Doch auch er braucht Rat, einen Lehrer, der ihn beten lehrt. Und Jesus geht auf seine Bitte ein. Zuerst wird er ganz praktisch und teilt das Vaterunser als eine Vorlage zum Beten mit. Dann folgt die Erklärung – und sie fokussiert genau auf das Thema der Gebetserhörung.

Jesu Erklärung beginnt dramatisch. Sie spielt in der Nacht, einer Tageszeit, die in einer Gesellschaft ohne elektrischen Strom und entsprechende Beleuchtung die Zeit der Gefahr war. Tatsächlich entspringen ja auch viele Gebete einer Situation der Bedrohung. Hier ermuntert Jesus zur Hartnäckigkeit. Nicht vornehme Zurückhaltung und Selbstbescheidung sind angesagt, sondern Hartnäckigkeit: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopft an, so wird euch aufgetan.“ Denn – so die Begründung: „wer da bittet, der empfängt; und wer da sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird aufgetan.“ Doch jetzt heißt es genau hinhören. Hier ist nicht von einem Wunschautomaten die Rede, sondern vom Beten. „wer da bittet, der empfängt“ – das heißt nicht automatisch, dass das Erbetene sich einstellt. „Wer da sucht, der findet“ – verheißt nicht, dass das ursprünglich Gesuchte gefunden wird. „Wer anklopft, dem wird aufgetan.“ eröffnet im Bild des Tors eine neue Perspektive, aber nicht unbedingt die, die der oder die Klopfende verfolgt. Beten – so können wir hier

lernen – ist nicht eine individuelle Aktivität – auch wenn es so beginnt –, sondern eine ergebnisoffene Interaktion. Die damit gegebene Tiefenschicht deutet sich in einem Interview von Mutter Teresa an. Als ein Journalist sie fragte, wie sie bete, antwortete sie nachdenklich: „Ich rede eigentlich weniger und höre mehr Gott zu.“ Neugierig hakte der Journalist nach: „Und was sagt Gott dann zu Ihnen?“ Die Ordensfrau antwortete wieder recht präzise: „Er redet auch eigentlich weniger und hört mehr mir zu.“

Ich vermute, dass die leiderprobte und zugleich stets um das Beten bemühte Frau hier unpräventiös eine Einsicht ins Beten gibt, die inhaltlich den starken Bildern des Lukas ähnelt. Das Reden, also die inhaltliche Seite des Betens tritt hinter die Beziehung zwischen der Betenden und Gott zurück. Es geht beim Beten zuerst um das Wahrnehmen – und zwar im doppelten Sinn: das Wahrnehmen des eigenen Lebens als eines von Gott gewährten sowie das Wahrnehmen der daraus folgenden Konsequenzen.

Zu diesem Wahrnehmen befähigt ein Freund – so ist die erste Szene der Parabel zur Gebetserhörung nicht von ungefähr in der Beziehung zwischen Freunden angesiedelt. Zugleich erfordert Wahrnehmen in der doppelten Bedeutung des Rezipierens und des Handelns auch einen Rückhalt. Hierfür steht das Bild des Vaters in der zweiten Hälfte von Jesu Rede. Weil wir in Gott einen Freund und einen Vater haben, können wir beten, also bitten, suchen und anklopfen.

Im Religionspädagogischen Seminar beschäftigen wir uns in diesem Semester, fachkundig von Herrn Pfarrer Mettenbrink begleitet, mit Astrid Lindgrens Werk, vor allem ihren Einsichten zum Sterben und Tod. Ihr Leben wurde von vielfältigen Problemen überschattet, begonnen von einer frühen Schwangerschaft und der damit verbundenen Ächtung, dem Tod ihres alkoholkranken Mannes, dem Tod ihres Sohnes an eben dieser Krankheit usw. So hat sich die schwedische Schriftstellerin gleichsam auf die andere Seite des Gebets begeben – und sich gefragt, wie es Gott mit uns Menschen ergeht. Ihre Gedanken dazu schrieb sie schon in vorgerücktem Alter in einem Gedicht auf:

Wäre ich Gott,
dann würde ich weinen
über die Menschen,
sie, die ich geschaffen
zu meinem Ebenbild.
Wie ich weinen würde
über ihre Bosheit
und Gemeinheit
und Rohheit
und Dummheit
und ihre armselige Güte
und hilflose Verzweiflung
und Trauer.

Und wie ich weinen würde
Über ihre Herzensangst
Und ihren ewigen Hunger,
ihre Sorge
und Todesfurcht
und trostlose Einsamkeit

und über ihre Schicksale
ihre erbärmlichen kleinen Schicksale,
und ihr blindes Tasten
nach jemand ...
irgendeinem!
Vielleicht nach mir!

Und wie ich weinen würde
über alle Todesschreie
und alles Blut, das so
vergeblich fließt,
so zutiefst vergeblich,
und über den Hunger
und die Hoffnungslosigkeit
und die Not
und alle wahnsinnigen Qualen
und einsame Tode
und über die Gefolterten,
sie schreien und schreien,
und über die Folterer noch mehr.

Und dann die Kinder,
alle, alle Kinder,
über sie würde ich am allermeisten weinen.
Ja, wäre ich Gott,
gewiss würde ich viel
über die Kinder weinen,
denn nie habe ich mir gedacht,
dass sie es so wie jetzt
haben sollten.

Ströme, Ströme
würde ich weinen, damit
sie ertrinken könnten
in den gewaltigen Fluten
meiner Tränen,
alle meine armen Menschen,
und endlich Ruhe wäre.

Deutsch von Anna-Liese Kornitzky

(in: Astrid Lindgren, Steine auf dem Küchenbord – Gedanken, Erinnerungen, Einfälle – gesammelt von E. Hohmeister, A. Kutsch u. M. Strömstedt, Hamburg 2000, S. 87f.)

In diesem Gedicht gewährt uns Frau Lindgren, die sich selbst als Agnostikerin bezeichnete, indirekt Einblick in ihr Beten – denn darauf konnte sie nach eigenem Bekunden nicht verzichten. Sie wendet sich an Gott als ihren Schöpfer. Und konsequent endet sie dort, wo zuerst auch in der Hebräischen Bibel die Urgeschichte endet, nämlich bei der Sintflut, die die Bosheit der Menschen ertränkt. Während jedoch dort der Zorn Gottes die tödliche Überschwemmung verursacht, nähert sich hier Lindgren schon unserem Evangelium. Denn es Gottes Mitleid Gottes, das die Fluten auslöst, damit „endlich Ruhe wäre“. Auch Jesus bezieht sich auf Gott als Schöpfer. In unserem Evangelium fasst er aber die damit gegebene Beziehung zu uns genauer: mit den Metaphern Freund und Vater. Gott ist unser Freund, noch mehr er ist der sich um uns sorgende Vater. Deshalb kann uns Jesus ermuntern, hartnäckig zu

sein, zu bitten, zu suchen und anzuklopfen. Wir werden dann empfangen, finden und uns wird die Tür aufgetan – entsprechend dem Willen Gottes.

„Rogate“ – wir sind jetzt schon wieder fünf Wochen von Ostern entfernt – der Glanz des Festes beginnt zu verblassen und wir sind wieder mitten im Alltag. Doch öffnet der Evangelist Lukas den Blick auf das nächste Fest, das wir zwar immer wieder zu feiern versuchen, das aber wohl erst am Ende der Zeiten begangen werden kann: das Fest des Heiligen Geistes, Pfingsten. Mir erscheint das Gedicht – oder ist es doch ein Gebet – der alten Astrid Lindgren wie der Ausdruck dieser Sehnsucht nach dem Heiligen Geist. Alle Bitten richten sich letztlich wohl an ihn und damit an den Vater. In ihren herrlichen Kinderbüchern zeigt Astrid Lindgren viel von dem uns Verheißenen.

Amen